

Patricia Strunk, *Nixenherz*, Leseprobe

Patricia Strunk

NIXENHERZ



„Die Poesie der Liebe im Leben zu verwirklichen –
dies und nichts anderes wollen Märchen uns lehren.“

Eugen Drewermann



Um mich herum ist es still. Eine sachte Strömung wiegt mich, will mich zurück in den Schlaf locken. Meine Lider scheinen von Wasserkletten zusammengeheftet und ich muss mich zwingen, die Augen einen Spalt zu öffnen. Einige Handbreit vor meinem Gesicht zeichnen sich schwankende Algen ab, dahinter verliert sich alles in Düsternis. Ich befinde mich auf dem Grund meines Sees.

Aber was ist das? Ich stecke in Menschenkleidern und bin in ein grobmaschiges Netz gewickelt.

Ich habe mich in einem Fischernetz verfangen!

Vor Schreck ziehe ich scharf das Wasser ein – und beginne zu würgen. Ich kann nicht atmen! Das Wasser, mein Lebenselixier, stößt mich zurück, als wäre ich nicht mehr Teil von ihm!

Ich versuche, eine Luftblase um meinen Kopf zu erschaffen, doch ich spüre lediglich ein Prickeln und dann – nichts mehr. Meine Magie reagiert nicht!

Mit wachsender Panik winde ich mich hin und her, doch sobald es mir gelingt, die Maschen an einer Stelle zu lockern, ziehen sie sich an einer anderen umso straffer. Das Blut rauscht mir in den Ohren, droht, meine Schläfen zu sprengen. Ich muss an die Oberfläche! Ich brauche Luft!

Immer heftiger zerre ich an dem Netz, aber alles, was ich damit erreiche, sind blutige Striemen, als mir das Gewebe die Finger zerschneidet.

Mein Körper zuckt. Die Algen verschwimmen vor meinen Augen zu wabernden Schatten. Einer davon bewegt sich auf mich zu. Ist das ...?

Als der Schatten sich über mich beugt, verschlingt mich die Dunkelheit.

Jemand rüttelt mich an der Schulter. „Wach auf! He! Kannst du mich hören?“

Ich blinzle benommen. Über mir hängt ein heller Fleck, der sich nach weiterem Blinzeln zu einem jugendlichen menschlichen Gesicht verdichtet. Als er merkt, dass ich wach bin, grinst der Junge mich an. „Na endlich. Ich dachte schon ... ach, egal.“

Ich will etwas sagen, aber meine Brust verkrampft sich und ich würgte grünliches Wasser hervor. Der Junge verzieht das Gesicht und lässt mich los.

Ich ringe nach Atem. „Hast du mich aus dem Netz befreit?“

„So in etwa.“

„Wer bist du?“

Er legt den Kopf schräg, Verwunderung in den Augen. „Das weißt du nicht?“

Ich betrachte ihn genauer. Ein hübscher Junge von etwa dreizehn oder vierzehn Jahren, ohne eine Faser am Leib. Sein Gesicht wird von einer Mähne weißblonden Haares umspielt. Die großen Augen, die wie Wasser schimmern, sind von einem so hellen Blau, dass sie beinahe farblos erscheinen.

Ich schüttle den Kopf – und bereue es sofort, als stechender Schmerz durch meine Schläfen schießt. Der einzige Mensch, dessen Namen ich kenne, ist der König dieses Reiches. „Bist du einer von Ronans Männern?“

Die Augen meines Gegenübers weiten sich, als könne er nicht fassen, was ich gerade von mir gegeben habe.

„Das ist ja wohl ein Scherz.“

Seine Reaktion überrascht mich. Ist Ronan bei seinen Untertanen nicht wohlgefallen?

Ich will mich aufrichten, doch mitten in der Bewegung erstarre ich. Wann habe ich diese Kleider angezogen?

Und wieso habe ich nach wie vor Beine? Mit aller Kraft konzentriere ich mich darauf, mich

zurückzuverwandeln, doch nichts tut sich.

Ich dränge die aufkeimende Furcht zurück. Bestimmt gibt es für alles eine Erklärung.

Wenn nur Ronan hier wäre.

Warum ist er nicht bei mir? Haben wir uns gestritten?

Er wird doch nicht ...

Über das Gesicht des Jungen fliegt ein enttäuschter Ausdruck. „Der Alte hat sich doch geirrt“, murmelt er.

„Welcher Alte?“, will ich wissen, doch er gibt mir keine Antwort.

Soll ich ihn nach Ronan fragen? Aber er hat deutlich gemacht, dass er auf den König nicht gut zu sprechen ist. Auch wenn er mich gerettet hat, sollte ich vorsichtig sein.

Ich wende mich meiner Umgebung zu. Fahles Morgenlicht hüllt den See ein; am Himmel steht noch der verblassende Vollmond. Neben mir schwappt das Wasser gegen Sumpfgäser und runde, bemooste Steine. Die Gräser wirken welk und das Wasser durchziehen grünliche Schlieren.

Wie konnte das geschehen? Gestern war mein See gewiss nicht so verkommen. Warum kann ich mich an die vergangene Nacht nicht erinnern?

Mein Retter steht auf, als habe er genug Zeit mit mir verschwendet.

„Wie lautet dein Name?“ frage ich, um ihn hinzuhalten.

„Das geht dich nichts an.“

„Ich bin Ning...“ Meine Zunge stockt. Was rede ich da? Mein Name ist nicht Ningal. „Yrssa. Ich heiße Yrssa.“

Der Junge bleibt stehen und dreht sich um. In seiner Miene mischen sich Zweifel und Hoffnung, doch bevor er etwas sagen kann, meldet sich eine neue Stimme zu Wort, die klingt, als würden Äste im Wind ächzen.

„Den Göttern des Meeres sei Dank, Yrssa.“

Diese Stimme würde ich überall erkennen. Froh wende ich mich in Richtung des Sprechers. „Ljanaan.“

Einer der Steine am Ufer hat sich auf kräftigen kurzen Beinen aufgerichtet und setzt sich nun knirschend in Bewegung. Ein faltiger schlammbrauner Kopf schiebt sich aus einem Panzer, an dem Wasserschnecken kleben, gefolgt von zwei Armen, die in eindrucksvollen, roten Krepsscheren enden.

„Was ist passiert, Ljanaan?“, frage ich ihn.

Die schwarzen Augen des Fomori verschwinden fast in seinen Hautfalten, als er die Stirn runzelt. „Du erinnerst dich nicht?“

Erneut versuche ich, mir den gestrigen Abend ins Gedächtnis zu rufen. Er ist flüchtig wie ein Traum. Eine Bootspartie. Ich bin mit Ronan Boot gefahren, aber die Szene bleibt verschwommen.

Ich schüttele den Kopf.

Der blonde Junge ist neben Ljanaan getreten, die Augen vor Verblüffung aufgerissen. „Du weißt nicht mehr, dass dieser Menschenkönig dir das Herz aus der Brust gerissen hat?“

Ich verschlucke mich vor Schreck. „Was sagst du da? Das würde er niemals tun. Ronan ist mir verfallen.“

Der Junge schnalzt mit der Zunge. „Dir sind wohl Wasserschnecken ins Hirn gekrochen. Wie kannst du dich nicht an deinen eigenen Tod erinnern?“

„Meinen ... Tod?“, wiederhole ich stockend – und auf einmal fällt mir alles wieder ein.



Der Vollmond stand am Himmel wie eine riesige rotsilberne Scheibe. Die Luft knisterte vor Magie und die Irrlichter am Ufer waren ihre Funken, leuchtend wie herabgeschwebte Sterne. Mein menschlicher Gespieler hatte die Ruder eingezogen und ließ unser Gefährt am Uferschilf entlang treiben. Er saß mit dem Rücken gegen die Bootswand gelehnt, die langen Beine entspannt im Rumpf des Kahns ausgestreckt. Ich schmiegte mich an ihn, mein Kopf ruhte an seiner breiten Brust, die unter seinen Worten vibrierte. Er erzählte mir davon, wie er sich die Zukunft seines Reiches vorstellte. Davon sprach er oft: Arbon zu Macht und Größe zu führen. Ich lauschte ihm schläfrig. Ich liebte den Klang seiner dunklen Stimme und es war mir egal, worüber er redete.

„Hörst du mir eigentlich zu?“, fragte er irgendwann mit einem Hauch von Schärfe im Tonfall. „Oder langweile ich dich?“

„Natürlich höre ich dir zu“, versicherte ich ihm. „Ich bin sicher, es wird so geschehen, wie du es dir wünschst.“

„Das wird es.“

In seinen Worten schwang ein merkwürdiger Unterton mit, doch ich dachte nicht weiter darüber nach, denn seine Finger hatten begonnen, mein Haar zu

streicheln. Ich schloss die Augen. Endlich galt seine Aufmerksamkeit allein mir.

„Du bist wunderschön, meine Nixe“, murmelte er mir ins Ohr.

„Ich weiß“, sagte ich.

Ronan rollte sich eine Strähne meines Haares um die Finger. „Deine Haare glänzen, als wären sie aus Mondlicht gesponnen.“

„Das sind sie auch“, erwiderte ich. „Aus Mondlicht und Schatten.“

Er drückte einen Kuss auf mein Haar. „Ein Jammer, dass das alles sein wird, was von dir bleibt: Mondlicht und Schatten.“

Spielte er darauf an, dass ich nach Meinung der Menschen keine unsterbliche Seele besaß wie sie selbst? Dabei war das Unsinn. Die Menschen hatten dieses Gerücht in die Welt gesetzt, weil sie uns unterlegen waren. Ihre Lebensspanne betrug nicht einmal ein Drittel der meinen. Ich würde noch da sein, wenn Ronans Körper längst zu Staub zerfallen war. Aber darüber wollte ich jetzt nicht nachdenken.

„Lass die düsteren Reden“, sagte ich. „Du verdirbst diese wunderbare Nacht.“

Ich wollte seine Lippen mit einem Kuss versiegeln, doch unvermittelt richtete Ronan sich auf. Überrascht und ein wenig verletzt hob ich den Kopf. „Was ist?“

Er beachtete mich nicht. Langsam zog er einen Dolch aus seinem Hemd, in dessen Klinge sich das Mondlicht brach. Seine Augen waren auf einmal so kalt wie das schimmernde Metall.

Es schauderte mich und ich rückte ein Stück von ihm ab. „Was hast du vor?“

Statt einer Antwort packte er mich an den Haaren und stieß mich gegen eine der Ruderbänke. War er von Sinnen?

Brennender Schmerz grub sich in mein Fleisch, als Ronan mir die Klinge des Dolches in die Brust stieß. Als mein Schrei über dem Wasser aufstieg, flackerten die Irrlichter am Ufer und verloschen. Ich kämpfte gegen Ronan an, versuchte, den Dolch zu fassen zu bekommen, doch er schlug meine Hand mühelos beiseite.

Durch das Eisen in der Klinge begann meine Haut, Blasen zu schlagen und zu rauchen. Mein Zorn und Schmerz peitschten den See um uns herum auf. Das Boot begann zu schaukeln, Wasser schwappte über die Reling. Als Ronan sein Gewicht verlagerte, riss ich mich von ihm los und wollte mich über die Bootswand ins Wasser rollen, doch meine Beine gaben unter mir nach, als der Schmerz mich wieder meine natürliche Gestalt annehmen ließ. Hilflos schlug meine Schwanzflosse auf die Planken. Der Geruch meines verbrannten Fleisches würgte mich in der Kehle, während ich nach Ljanaan und den Kelpies rief.

Ich hob die Hand, um eine Woge zu beschwören. Doch ich war geschwächt und das Eisen behinderte den Fluss der Magie. Nur mühsam baute sich die Welle auf.

Als Ronan die scharfe Klinge durch meine Eingeweide zog, entrang sich mir ein Wimmern. Blut strömte über meine Brust, klar wie das Wasser des Sees, der mich geboren hatte. Mein Herzschlag dröhnte mir in den Ohren – und dann lag mein Herz auf einmal frei.

„Warum?“ fragte ich keuchend, während die Woge unendlich langsam näher rollte.

Zu langsam. Ein letzter glühender Schmerz, als hätte Ronan mir eine Fackel in die Brust gestoßen. Doch es war seine Hand, die in mich hineingriff und mein Herz herauszog. Behutsam, beinahe ehrfürchtig, nahm er es in beide Hände und hielt es vor sich. Mein Herz pulsierte im Mondlicht. Ronan betrachtete es mit einem

Ausdruck kindlichen Erstaunens, bevor er den Dolch zurück in seinen Gürtel schob. Aus seinem Wams zog er ein gläsernes Gefäß hervor. Ich konnte die Magie spüren, die es umgab. Er machte Anstalten, mein Herz in den Behälter zu legen, doch dann zögerte er. In seinem Gesicht arbeitete es und er murmelte unverständlich vor sich hin.

Plötzlich verschwand die Unsicherheit aus seinen Zügen. Ronan riss sein Hemd auf. Auf seiner nackten Brust glänzte Schweiß. Mein Herz begann so hell und bleich zu schimmern wie zuvor die Klinge des Dolches. Ronan drückte es an seine Brust, als wollte er es lieblosen. Der Schimmer dehnte sich aus und mein Herz glitt durch sein Fleisch, bis es vollständig verschwunden war. Einen Augenblick konnte ich noch den Schimmer durch die Haut hindurch sehen, dann erlosch das Licht.

„Jetzt gehört deine Magie mir.“ Ronan richtete sich auf und blickte hinaus auf den See. Seine Augen glänzten wie im Fieber. „Ich bin dein Herr!“, rief er aufs Wasser hinaus. „Meinem Willen allein wirst du gehorchen, hörst du mich!“

Meine Hand fiel kraftlos herab – und mit ihr die Welle. Funkelnde Tropfen regneten auf uns nieder, als sie zurück in den See stürzte. Das Boot begann heftig zu schwanken, doch es kenterte nicht.

„Meine Magie ... wird dich zerstören“, stieß ich hervor.

Aus dem Nichts rollte dumpfer Donner über den See. Ronan zuckte zusammen, doch dann lachte er. „Du kannst mir keine Angst einjagen, Yrssa. Du warst die längste Zeit die Herrin des Sees.“

Mit einem Fußtritt beförderte er meinen Körper über die Reling.

Mein Todesschrei hallt in meinem Kopf wider. Getötet von einem Menschen. Einem Menschen, dem ich vertraut habe.

„Aber ich bin doch hier“, sage ich und wünschte, meine Stimme klänge nicht so dünn und kläglich.

„Das ist nicht dein Körper“, entgegnet Ljanaan leise. „Du bist jetzt ein Mensch, Yrssa.“

Vor Entsetzen bleibt mir die Luft weg. „Woher willst du das wissen?“

„Die Irrlichter riefen mich während deines Kampfes mit dem König zu Hilfe, aber ich kam zu spät. Ich sah nur noch, wie dein Körper zu Schaum zerfiel.“

Ein fremder Körper? Ich taste unter dem engen Mieder nach dem Herzen dieses Körpers, doch ich kann keinen Herzschlag spüren. Kälte sickert durch die nasse Kleidung in mein Inneres.

„Was ist mit diesem Mädchen geschehen?“

Diesmal ist es der Junge, der antwortet. „Ein gutes Stück nach Mitternacht habe ich aus der Ferne beobachtet, wie zwei Männer aus einem Ruderboot heraus ein Netz ins Wasser warfen. Etwas Großes zappelte darin. Was es war, konnte ich nicht erkennen, aber ich hatte Hunger. Als das Boot weg war, schwamm ich zu der Stelle hin und tauchte bis zum Grund. Dort fand ich das tote Menschenmädchen. Nun, zumindest hielt ich es für tot.“ Er nickt zu Ljanaan hin. „Zu deinem Glück hat er mich davon abgehalten, dich zu fressen.“

Seine Worte machen mir deutlich, dass der Junge ein Kelpie ist.

Wie konnte ich einen Bewohner meines eigenen Reiches nicht erkennen? Aber ich erkenne mich ja kaum selbst.

„Woher wusstest du, dass meine Seele in den Körper des Mädchens geschlüpft ist?“, frage ich Ljanaan.

„Ich habe es gespürt“, erwidert der Fomori. „So wie ich nach der Tat des Königs gespürt habe, dass ein Teil von dir noch immer in dieser Welt existierte. Wenn du so alt bist wie ich, fällt dir auch eine schwache Veränderung im magischen Gefüge auf.“

Ein Mensch, ausgerechnet! Ich weiß, ich sollte dankbar für dieses zweite Leben sein, aber als Mensch, noch dazu im Körper einer Toten? Doch so, wie ich jetzt bin, ist es mir unmöglich, in mein eigenes Reich zurückzukehren.

Ich beginne am ganzen Leib zu zittern. Argwöhnisch beobachte ich, wie sich dort, wo die Ärmel meiner Bluse hochgerutscht sind und meine nackte Haut dem Wind preisgeben, winzige runde Wölbungen bilden und feine blonde Härchen aufstellen. „Ich werde auf keinen Fall länger als nötig in diesem erbärmlichen Körper bleiben.“ Ich reibe mir über die Arme und sehe zu meiner Erleichterung, wie sich die Haut wieder glättet. „Ich werde zu Ronans Burg gehen und mir mein Herz zurückholen.“

Der Kelpie wölbt die Brauen. „Bist du wirklich so naiv zu glauben, dass der König dich mit offenen Armen empfängt und dir dein Herz auf einem Tablett serviert?“

Ich springe auf, weil es mich stört, wie er auf mich herabsieht. Doch ich komme mit der verlagerten Schwerkraft meines Körpers nicht zurecht und verliere das Gleichgewicht. Nur der rasche Griff des Jungen um meinen Arm verhindert meinen Sturz. Ungeniert starrt er auf meine Brüste, die durch den nassen Stoff mehr betont als verhüllt werden. Immerhin wohlgeformte Brüste. Der Kelpie grinst, als hätte er meine Gedanken erraten.

Unwirsch wische ich seine Hand beiseite. „Hüte deine Zunge, Pferdchen, sonst rupfe ich dir die Mähnenhaare aus!“

Er lacht spöttisch. „Sieh an, sie weiß es wieder.“

„Etwas mehr Respekt, Avin!“, weist Ljanaan ihn zurecht. Seine Scheren klicken auf und zu. „Da ... ist noch etwas, das du wissen musst, Yrssa.“

Noch mehr schlechte Neuigkeiten?

Mein Mentor holt Luft, als müsse er sich für seine nächsten Worte wappnen. „Seit Ronans Tat ist bereits ein Vierteljahrhundert vergangen.“

Ich starre ihn an, unfähig, den Sinn seiner Worte zu erfassen. Ein Vierteljahrhundert?

„Das, das kann nicht sein“, stammele ich.

Ljanaan sieht mich mit schmerzlicher Miene an.

„Schau dich um“, sagt er nur.

Erneut richte ich meine Aufmerksamkeit auf die trostlose Szenerie um mich herum: trübes Wasser, das nicht einmal eine Armlänge Sicht in die Tiefe gewährt; verdorrtes Schilf und kahle Sträucher, an denen eine Handvoll kränklich brauner Blätter hängt. Die Erkenntnis bohrt sich in mich hinein wie Ronans Klinge. Mein Reich ist verfallen, weil ich nicht da war, – und das nicht erst seit gestern.

Wut schäumt in mir hoch. Ronan hat sich die längste Zeit an meiner Magie erfreut!

„Umso mehr Grund, zur Burg zu gehen“, sage ich entschieden. „In diesem Körper wird mich niemand erkennen. Ich kann im Verborgenen Erkundigungen einziehen und mir meine nächsten Schritte überlegen.“

Avin weist vielsagend auf meine zerrissenen, schlammverschmierten Kleidungsstücke. „In dem Aufzug lassen dich die Wachen nicht mal in die Nähe des Tores.“

Patricia Strunk, *Nixenherz*, Leseprobe

Ich schaue an mir hinunter und muss ihm leider Recht geben. Ich werde mir zuallererst neue Kleidung besorgen müssen.



Unvermittelt taucht in meinem Geist das Bild eines kleinen Hauses auf, das auf einer mit Wildblumen bewachsenen Lichtung steht.

„Die Schmiede“, sage ich. „Dort werde ich mir trockene Kleidung besorgen und mich aufwärmen.“

Ein Wasserwesen, das sich nach einem trockenen Platz sehnt – es ist beinahe schon zum Lachen.

Avin sieht mich verblüfft an. „Woher weißt du von der Schmiede? Sie existiert erst seit einigen Jahren.“

Jetzt bin ich es, die verwirrt ist. Ich sehe das Haus genau vor mir. Ich muss es kennen. Aber wenn der Kelpie recht hat, ist das ausgeschlossen.

Avin hat den Kopf schräg gelegt, die Augen leicht verengt. Auch Ljanaan beobachtet mich und scheint auf meine Antwort zu warten. Unbehaglich wende ich mich ab. Wenn es nicht meine Erinnerung ist, wessen dann? Ich blicke auf meine Hände – oder besser gesagt, die Hände meines neuen Körpers. Habe ich etwa mehr als eine Hülle übernommen? War das Mädchen noch gar nicht tot, als meine Seele in seinen Leib geschlüpft ist?

„Was ist?“, fragt der Kelpie. „Du guckst so komisch.“

Ich schüttele den Kopf. Es hat keinen Sinn, zu viel darüber nachzudenken. „Woher auch immer ich von der Schmiede weiß: lasst uns dorthin gehen.“

Auf wackligen Beinen setze ich mich in Bewegung, doch nach kaum drei Schritten verheddere ich mich in meinen mit Wasser vollgesogenen Röcken und gerate erneut ins Stolpern.

Ljanaan seufzt. „So wird das nichts. Verwandle dich, Avin!“

„Was?“, protestiert dieser. „Ich denke nicht dran. Ich bin nicht ihr Diener.“

Der Fomori schweigt, aber sein Schweigen ist beredter als Worte.

Der Kelpie bläst die Backen auf. „Friss das Mädchen nicht, Avin“, öffnet er Ljanaan nach. „Verwandle dich, Avin, damit die Herrin reiten kann. Sonst noch Wünsche?“

Er stapft einige Schritte in den See hinein und taucht unter. Als das Wasser über seinem Kopf zusammenschlägt, beginnt es zu brodeln. Einen Augenblick später durchbricht ein Ross von der Farbe des Meerschaumes die Oberfläche. Glitzernde Tropfen fliegen von seiner Mähne, als es den Kopf zurückwirft. Es tänzelt auf der Stelle, als würde es erwägen, einfach zu verschwinden, bevor es widerwillig ans Ufer trabt.

„Hilf mir beim Aufsteigen“, bitte ich Ljanaan.

Er tritt neben Avins Flanke und zieht sich ein Stück in seinen Panzer zurück, bis er eine Art Tritt bildet. Ich stelle den linken Fuß auf seinen Rücken und packe Avins Mähne, um mich hinaufzuziehen. Sein Fell ist glatt wie das eines Fischotters und duftet schwach nach Algen. Zu meiner eigenen Überraschung schwinde ich mich trotz meiner nassen Kleidung geschickt auf seinen Rücken. Sobald ich sicheren Halt habe, beuge ich mich zu Ljanaan hinunter und reiche ihm meine Hand.

Mein Mentor schüttelt den Kopf. „Ich bleibe besser hier. Ich errege zu viel Aufsehen.“

„Nicht, wenn du dich einziehst“, widerspreche ich.

Ich will nicht mit Avin allein bleiben. Wer weiß, ob er nicht bei nächster Gelegenheit ins Wasser läuft, wie seine Art es mit Menschen zu tun pflegt, und mich zurück auf den Grund zerrt. Von einem meiner eigenen

Gefolgsleute gefressen zu werden – Ronan würde sich totlachen.

Zögernd reicht Ljanaan mir eine seiner Scheren und ich ziehe ihn zu mir hinauf. Ich lege beide Hände um seinen Panzer, damit er nicht von Avins Rücken rutscht, auch wenn ich mich jetzt nur noch mit den Beinen festhalten kann. Einen Moment später sieht Ljanaan wieder aus wie ein großer Stein. Möglicherweise werden die Menschen sich wundern, warum ich mit einem Felsbrocken Spazieren reite, aber die Wahrheit werden sie nicht einmal ahnen.

Ich klopfe mit der flachen Hand auf Avins Hals.
„Vorwärts, Pferdchen.“

Der Kelpie gibt ein Knurren von sich, das so gar nicht zu einem Ross passen will, doch er setzt sich gehorsam in Bewegung. Eine Weile läuft er am Ufer entlang und mein Blick wird von einem allein stehenden Baum auf der anderen Seite des Sees angezogen, den der Wind gebeugt und verkrümmt hat. Seine kahlen Äste recken sich mir in stummer Anklage entgegen. Ich erinnere mich an diesen Baum, aber so, wie er jetzt aussieht, ist er kaum wiederzuerkennen.

Ebenso wie ich.

Wieso nur musste ein unschuldiges Vergnügen so schrecklich enden? Wie konnte Ronan mir das antun?

Avin kehrt sich vom Wasser ab und hält auf den Wald zu, dessen Saum sich dunkel gegen die Hügel abzeichnet. Je weiter wir meinen See hinter uns lassen, desto deutlicher zeigt sich die Landschaft im Frühlingsgewand. Zwischen sattgrünen Farnen blühen blaue Hasenglöckchen und das Laub der Bäume leuchtet uns frisch entgegen. Der scharfe Kontrast zieht mir die Brust zusammen.

Hätte ich doch nur auf Ljanaan gehört! Er hat mich oft genug vor den Menschen gewarnt, aber ich habe ihn

ausgelacht und als alte Miesmuschel verspottet. Ich war so dumm und leichtgläubig.

Meine Kleider sind mittlerweile etwas getrocknet, dennoch bebe ich, als hätte ich Zitteraale im Leib. Damit nicht genug, macht Avin sich einen Spaß daraus, unter tiefhängenden Zweigen durchzulaufen, so dass ich mich fortwährend ducken muss.

„Hör sofort auf damit!“, fahre ich ihn an.

Avin schnaubt unschuldig. Ich bohre ihm meinen rechten Zeh in die Flanke, woraufhin er einen kleinen Satz zur Seite macht. „Ich muss wohl ein ernstes Wort mit Ahearn reden. Eindeutig hat er es versäumt, dir Manieren beizubringen.“

Der Kelpie bleibt so abrupt stehen, dass ich um ein Haar abgeworfen werde.

„Jetzt ist es aber genug!“ Ich presse meine Hacken in seine Flanken. „Wirst du wohl weitergehen, du störrisches Ross!“

Avin ignoriert meinen Befehl. Stattdessen dreht er den Kopf und schnappt nach meinem Bein. Erschrocken ziehe ich den Fuß zurück.

„Ahearn trifft keine Schuld“, lässt sich Ljanaan dumpf vernehmen. „Er ist tot. Wie alle anderen.“

„Tot?“, wiederhole ich entgeistert. „Was ist geschehen?“

„Die Menschen jagen uns.“

Binahe entgleitet Ljanaans Panzer meinem Griff. Solange ich mich erinnern kann, haben die Menschen es niemals gewagt, den Bewohnern meines Reiches nachzustellen!

Aber ich war nicht da. Ich war nicht da, um sie zu beschützen, wie es meine Pflicht gewesen wäre.

Dennoch kann ich kaum glauben, was der Fomori gesagt hat. „Wie konnten die Menschen die Kelpies

töten? Ahearn war ein besonnener Leithengst. Er hätte seine Herde niemals in Gefahr gebracht.“

Ljanaan seufzt in die Tiefe seines Panzers. „Du siehst ja selbst, was aus deinem Reich geworden ist. Ahearn wollte etwas dagegen unternehmen. Er war entschlossen, den König zu töten und dein Herz zum See zurückzubringen. Ich riet ihm davon ab, solange die Veränderungen nicht dramatisch waren. Ich hoffte, du würdest irgendwann neugeboren werden. Vor ein paar Jahren wurde deine Präsenz tatsächlich stärker. Der See schäumte und trat über die Ufer, als seiest du dabei zu erwachen. Doch dann ebhte die Magie wieder ab. Da ließ sich Ahearn nicht länger von seinem Vorhaben abhalten.“ Er schweigt einen Moment, als wäre die Erinnerung zu schmerzhaft. „Er ist gescheitert. Kein einziger Kelpie entging Ronans Vergeltung.“

Seine Worte treiben mir Tränen in die Augen. „Und Avin?“

Der Kelpie schnaubt bitter.

„Sie hielten ihn für zu jung und verboten ihm mitzugehen“, übersetzt Ljanaan.

Deshalb habe ich Avin nicht erkannt. Er wurde erst nach meinem Tod geboren.

Ich presse den Fomori mit einer Hand an mich und lege die andere auf Avins Hals. „Es tut mir so leid“, flüstere ich. „Ronan wird für das bezahlen, was er getan hat.“

Diesmal klingt das Schnauben des Kelpies abschätzig, als würde er nicht viel auf mein Versprechen geben. Trotzdem steuert er zwischen den nächsten Bäumen mittig hindurch.

Bald darauf erreichen wir eine Straße. Avins Hufe schlagen dumpf auf den von unzähligen Rossen und Fahrzeugen festgestampften Boden. Obwohl ich die Himmelsrichtung hier im Wald nicht bestimmen kann,

bin ich mir sicher, dass wir uns nach Süden bewegen – weg von der Königsburg. Diese Erkenntnis beunruhigt und erleichtert mich zugleich.

Ich frage mich, was aus dem Mann geworden ist, der einst mein Gespieler war und nun mein Feind ist. Wozu ihn meine Magie gemacht hat – und was ihn dazu getrieben hat, mich zu töten. Dabei weiß ich es längst. Gier. Das ist es, was sie alle verdirbt. Die Menschen sind nie mit dem zufrieden, was sie haben. Sie wollen immer mehr. Mehr Reichtum, mehr Macht, mehr Einfluss. Auch Ronan war so. Das hätte mich warnen sollen.

Nun, ich habe meine Lektion gelernt.

Vor uns verrät leises Gluckern, dass wir uns einem Bach nähern. Aus den Schatten schälen sich eine niedrige steinerne Brücke und ein windschiefes Haus, das in einem Meer aus Hasenglöckchen schier versinkt. Der Bruchsteinsockel und das mit Lehm verfüllte, dunkle Gebälk verleihen dem Haus etwas Trutziges und aus irgendeinem Grund ist der Anblick so vertraut, dass es mir in der Brust schmerzt.

Aus dem Schornstein steigt Rauch auf. Hinter dem Haus vernehme ich helles Hämmern und erregte, männliche Stimmen, doch zu sehen ist von hier aus niemand. Auf einer zwischen zwei alten Obstbäumen gespannten Leine hängen mehrere Wäschestücke, darunter Blusen und Röcke. Ich frohlocke. Einfacher könnte es nicht sein.

Anstatt die Brücke zu nehmen, lenke ich Avin in den Bach und auf der anderen Seite die Uferböschung hoch. Neben der Wäscheleine lasse ich mich von seinem Rücken gleiten, setze Ljanaan auf dem Boden ab und vergewissere mich, dass niemand uns bemerkt hat. Hinter den Fenstern ist keine Bewegung zu erkennen und eine Tür gibt es auf dieser Seite nicht. Vorsichtshalber lausche ich noch einen Augenblick auf

das Hämmern und die Stimmen. Beides verändert sich nicht. Dennoch sollte ich mich beeilen.

Ich löse die Bänder des steifen Mieders und ziehe die dünne Bluse über den Kopf. Dann streife ich die langen Röcke ab. Avin verfolgt jede meiner Bewegungen und bleckt dabei die Zähne auf eine Weise, die einem Grinsen gleichkommt.

„Hör auf, mich so anzustarren“, zische ich, aber er denkt gar nicht daran.

Rasch wähle ich eine Bluse und einen Rock, die fast genauso aussehen wie die Kleidungsstücke, die ich soeben abgelegt habe. Beides passt erstaunlich gut. Zuletzt werfe ich mir einen dunkelgrünen Umhang um und schlage die Kapuze über meine feuchten Haare. Besser. Viel besser. Ich lächle zufrieden vor mich hin, obwohl ich noch immer friere, und kehre zu Avin zurück.

„Ningal?“, fragt eine weibliche Stimme hinter mir.

Ich fahre herum, die Hand an Avins Mähne, der stocksteif geworden ist. Keine fünf Schritte entfernt steht eine füllige Frau mittleren Alters, einen großen, geflochtenen Korb in Händen. Aus dem Augenwinkel suche ich Ljanaan, kann ihn jedoch nicht entdecken. Er muss in die Dunkelheit der Bäume zurückgewichen sein.

Die Frau kommt auf mich zu. Ein Windstoß weht ihr eine rote Locke ins Gesicht, die sie fahrig zurückstreicht. Die Geste wirkt vertraut, so vertraut wie das Haus.

„Ningal?“ fragt die Frau wieder. „Bist du das?“

Plötzlich ist mein Mund trocken. Sie denkt, ich sei das tote Mädchen! Ich ziehe die Kapuze tiefer in die Stirn. Verzweifelt suche ich nach einer Antwort, doch mein Kopf ist wie leergefegt.

Ihre Augen verengen sich misstrauisch. „Was tust du dann da? Finger weg von meiner Wäsche!“

„Ich habe mir nur etwas zum Anziehen genommen“, verteidige ich mich. „Meine Sachen sind nass und–“

»... und da bedienst du dich einfach von fremder Leute Wäscheleine?“, fällt die Frau mir ins Wort. „Aus welchem Stall kommst du denn, Mädchen?“

„Stall?“, wiederhole ich verwirrt. Ich habe keine Ahnung, wovon sie spricht. Unwillkürlich sehe ich zu Avin.

„Und das Pferd, wo wir schon dabei sind“, fährt die Frau fort, „das hast du doch sicher auch gestohlen. Wie sollte eine Streunerin wie du sich ein solches Pferd leisten können?“

Ihre Stimme ist schärfer geworden. Neben mir schnaubt Avin unruhig. Mit energischen Schritten tritt die Frau vor mich hin.

Fliehen! Ich muss fliehen! Ich wirble herum und will auf Avins Rücken springen, als die Hand der Frau mich hart am Arm fasst und zurückzieht. Ich schreie vor Schreck auf und versuche mich loszureißen, doch die Frau besitzt erstaunliche Kraft. Der Kelpie wiehert schrill und tänzelt hin und her, als könne er sich nicht entscheiden, ob er angreifen oder weglaufen soll.

Ein kräftiger, bärtiger Mann kommt um die Ecke des Hauses geeilt, in der Hand eine erhobene Eisenstange. Ich atme zu hastig ein und verschlucke mich fast.

Der Mann bleibt abrupt stehen und lässt die Stange eine Winzigkeit sinken. „Ningal?“ fragt auch er.

Ich weiche zurück, soweit die Hand der Frau es zulässt, und senke den Kopf, ohne jedoch den Mann aus den Augen zu lassen.

Er mustert mich noch einen Moment länger und schüttelt dann den Kopf, als würde er eine Hoffnung aufgeben. „Was ist passiert, Ruanit? Wer ist dieses Mädchen?“

„Eine Diebin“, erwidert die Frau. „Ich habe sie dabei erwischt, wie sie Wäsche von der Leine stahl.“

Ich suche nach Worten, doch die Buchstaben kleben mir an der Zunge. Ich weiß nicht einmal, was genau ich falsch gemacht habe. Offenbar darf man sich bei den Menschen nicht einfach Dinge nehmen. Wahrscheinlich erwarten sie, dass ich ihnen etwas dafür gebe. Aber ich habe nichts.

Der bärtige Mann mustert zuerst mich, dann den Haufen schlammverschmierter Kleider auf dem Boden. Schließlich bleibt sein Blick an dem Kelpie hängen. Er tritt einen Schritt auf das Wasserpferd zu, das drohend die Zähne zeigt. Der Mann weicht geschickt aus und betrachtet Avin mit Kennermiene. „Ein edles Tier. Woher hast du es? Ich habe lange kein weißes Pferd mehr gesehen.“

„Es gehört mir“, sage ich und ignoriere Avins empörtes Schnauben.

„Ich bin sicher, sie lügt“, sagt die Frau. „Sieh dir das Pferd an, Govan. Solch ein Ross wäre des Königs würdig.“

„Ich lüge nicht“, sage ich entrüstet. „Das Ross gehört zu mir.“ Mehr oder weniger, füge ich in Gedanken hinzu, als Avins Zähne an meinen Haaren ziehen.

„Ich bin geflohen“, improvisiere ich.

Die Frau runzelt die Stirn. „Geflohen? Vor wem?“

„Vor zwei Männern“, spinne ich Avins Geschichte weiter.

„Wurdest du überfallen?“, hakt der Mann nach.

Ich nicke. Mein Zittern muss ich nicht einmal spielen.

Govans Brauen ziehen sich zusammen. „Warst du ganz allein unterwegs?“

„Ja ... nein. Mein Begleiter ist ... ich weiß es nicht. Er ist ... fort.“ Meine Stimme hat einen panischen Unterton angenommen. Ich muss mich beruhigen, muss

aufpassen, was ich sage, aber das Zittern wird immer stärker und meine Gedanken verwirren sich zusehends.

Unerwartet lässt die Frau mich los und schlägt die Hände über dem Kopf zusammen. „Du armes Ding!“, ruft sie und beginnt, wie ein Wasserfall auf mich einzureden. „Wegelagerern in die Hände gefallen und danach ganz allein durch den Wald geirrt. Welche Ängste du ausgestanden haben musst! Und ich beschuldige dich auch noch des Diebstahls! Warum hast du nicht einfach gefragt, ob du trockene Kleidung haben kannst?“

Mein Kopf schwirrt von ihrem unerwarteten Stimmungswechsel und ich bekomme kaum mit, was sie sagt.

„Aber du bist wahrscheinlich vollkommen verwirrt“, redet sie weiter. „Was ja auch kein Wunder ist.“ Sie legt mir mütterlich einen Arm um die Schultern. „Himmel, du bist ja eiskalt! Komm erst mal rein ins Warme. Ich werde dir einen Tee kochen und hungrig bist du sicher auch.“

„Dein Pferd nehme ich besser mit nach vorn zu den anderen“, sagt ihr Mann.

Während Ruanit mich sanft vorwärtsschiebt, nähert er sich erneut Avin, der sofort wieder die Zähne bleckt.

„Schon gut“, sage ich über die Schulter. „Avin kann auf sich selbst aufpassen.“

Govan zögert, doch schließlich zuckt er mit den Schultern. Ich werfe dem Kelpie einen flehenden Blick zu, von dem ich selbst nicht weiß, was ich damit bezwecke, bevor ich Ruanit um die Ecke des Hauses folge.

In einer Esse unter einem vorgezogenen Schindeldach lodert ein Feuer, das von einem gewaltigen Blasebalg am Brennen gehalten wird. Fasziniert betrachte ich es. Ich habe schon Feuer gesehen, aber es verfehlt nie seine

Wirkung. Die Flammen, die sich ständig verändern und in all diesen warmen Farben leuchten, die das Gegenteil des Wassers sind, erscheinen mir als wunderschön und beängstigend zugleich.

An einem Balken sind zwei Rösser angebunden, ein schwarzes und ein braunes. Der Rappe ist prachtvoll genug, um ein Wasserpferd zu sein – wenn er denn weiß wäre. Daneben schreitet ein junger Mann unruhig auf und ab, die Hand am Griff eines schmalen Schwertes, das er um die Hüfte gegürtet trägt. Sein langes Haar ist ebenso schwarz wie das Ross und bildet einen auffälligen Kontrast zu seiner hellen Haut. Ein weiterer Mann steht etwas abseits und beobachtet ihn besorgt.

Als der Schwarzhaarige uns hört, fährt er herum und macht einen Schritt auf uns zu. Sein Blick geht von mir zu Ruanit, die kaum merklich den Kopf schüttelt, und wieder zurück. Ich habe den Eindruck, seine Schultern würden leicht nach vorn sinken. Hat er mich etwa auch mit dieser Ningal verwechselt? Sein Starren macht mich nervös und ich bin froh, als ich hinter Ruanit ins Innere des Hauses flüchten kann. Ihr Mann bleibt draußen bei dem Schwarzhaarigen, der ihn sofort mit Fragen bestürmt, während sein Blick noch immer an mir hängt.

Ich folge Ruanit in einen Raum, der gleichzeitig Werkstatt, Küche und Wohnraum ist. Die gesamte linke Seite wird von einer Werkbank eingenommen, auf der Eisenbarren, Zangen und Hämmer in verschiedenen Größen und Ausführungen liegen. Weitere Werkzeuge hängen, säuberlich aufgereiht, an der Wand dahinter. Beim Anblick des vielen Eisens kriecht mir ein Schauer die Schultern entlang und ich halte gebührenden Abstand. Eisen ist das Einzige, das alle Wasserwesen fürchten – das fast alle magischen Wesen fürchten.

Ruanit führt mich zu einem blankgescheuerten Tisch in der rechten hinteren Ecke des Raumes neben einer engen Holzterrasse, die ins obere Stockwerk führt. Um den Tisch gruppieren sich eine grob gezimmerte Bank und mehrere Stühle. Ruanit drückt mich auf den Stuhl, der am dichtesten an der Herdstelle steht. Der beißende Rauch kratzt mich in der Kehle und ich unterdrücke einen Hustenreiz. Normalerweise würde ich Feuer ebenso wie Eisen meiden, aber mein neuer Körper ist für die Wärme dankbar. Ich strecke meine Beine aus. Langsam weicht die Steifheit aus meinen Gliedern.

Ruanit füllt einen Kupferkessel mit Wasser und gibt eine Handvoll getrockneter Blätter dazu, die neben diversen Kochutensilien von den rußgeschwärzten Deckenbalken baumeln. Ein intensiver Duft zieht durch den Raum und vermischt sich mit dem Holzrauch. Ich schließe die Augen. Mir ist, als hätte ich diesen Duft unzählige Male eingeatmet, doch ich kann ihn nicht benennen.

Obwohl mir langsam warm wird, bleiben meine Muskeln angespannt, jederzeit bereit zur Flucht. Auch wenn die Bewohner dieses Hauses jetzt freundlich zu mir sind, können sie es sich im nächsten Moment anders überlegen. Menschen sind unberechenbar, wie ich schmerzlich habe feststellen müssen. Sie lächeln dich an, während sie hinter ihrem Rücken die Waffe zücken.

Gegen meinen Willen wandern meine Finger zu meiner Brust. Wie Ruanit wohl reagieren würde, wenn sie wüsste, dass das Herz darin nicht schlägt? Dass ich den Körper einer Toten bewohne? Ich stelle mir vor, wie sich ihre Augen vor Entsetzen weiten, wie sie vor mir zurückweicht und das Zeichen gegen das Böse schlägt. Wie sie nach ihrem Mann ruft, nach einer Eisenstange oder einem brennenden Span greift, um mich aus dem Haus zu treiben.

Oder zu töten.

Als Ruanit sich über mich beugt, zucke ich zusammen und hebe schützend die Arme vors Gesicht, doch sie stellt nur einen irdenen Becher vor mich hin. Betrübt sieht sie mich an und schnalzt mit der Zunge.

„Das muss ein furchtbares Erlebnis gewesen sein. Aber keine Angst, Liebes, hier bist du in Sicherheit.“

Ich greife nach dem Becher und führe ihn an die Lippen. Der Tee ist kochend heiß, duftet jedoch angenehm. Salbei, fällt mir der Name des Krautes ein. Ich puste auf die Oberfläche, bis sie sich ein wenig abgekühlt hat und ich es wage, einen kleinen Schluck zu trinken. Der Tee brennt sich durch meine Kehle und entzündet ein Feuer in meinem Magen. Wärme flutet meinen Leib und ich schlage die Kapuze zurück.

Ruanit starrt mich an – verblüfft, ungläubig, fassungslos. Aus ihrem Mund kommt ein Keuchen, das wie ein unterdrückter Schrei klingt.

Sie weiß es, fährt es mir durch den Kopf. Sie weiß, dass ich nicht bin, was ich zu sein vorgebe. Durch irgendetwas muss ich mich verraten haben. Ich springe so hastig auf, dass der Tee aus dem Becher spritzt und feurige Tropfen meinen Handrücken versengen.

„Ningal“, flüstert Ruanit. Ihre Finger krallen sich in ihre Schürze. Sie sieht mich an, als hätte ich sie ins Gesicht geschlagen.

Während ich meine Unbedachtheit verwünsche, weiche ich langsam Richtung Tür zurück.

„Warum spielst du so ein grausames Spiel mit uns?“, fragt Ruanit. „Dein Vater und ich sind vor Sorge um dich fast gestorben. Ich hatte solche Angst, du könntest in die Fänge der Hexe geraten sein.“ Sie zwinkert heftig. „Warum tust du so, als würdest du uns nicht kennen? Wie kannst du uns das antun? Was ist in dich gefahren, Ningal?“ Ihre Stimme, immer höher geworden, gräbt

sich schmerzhaft in mein Gehör. Ruanit fasst mich an den Schultern, als wolle sie mich schütteln.

Ich versuche, mich von ihr loszumachen. Weg hier! hämmert es in meinem Kopf. Ich muss hier weg, ich muss–

Bevor ich einen klaren Gedanken fassen kann, liege ich in Ruanits Armen. Sie schluchzt auf und zieht mich dicht an ihren warmen Busen. „Oh Ningal, wo warst du nur? Was ist mit dir geschehen?“

Mein Körper versteift sich, überfordert von den starken Gefühlen, die über mich hinweg spülen. „Ich ... ich kann mich nicht erinnern“, stoße ich hervor. Meine Stimme klingt so heiser, dass ich sie selbst kaum erkenne. Ich bin mir nicht einmal sicher, ob ich gesprochen habe oder das tote Mädchen. In meinem Kopf wirbeln Erinnerungen umher, die unmöglich meine eigenen sein können, aber es sind nur Scherben, die keinen Sinn ergeben. Bruchstücke eines ausgelöschten Lebens.

Ruanit lässt mich los und wischt sich mit dem Zipfel ihrer Schürze über die Wangen. Rasch bringe ich einen Schritt Abstand zwischen uns. Ein kalter Luftzug lässt mich in Richtung Tür blicken, die sich eben erneut geöffnet hat. Der Schmied und seine Gäste kommen herein. Bei meinem Anblick bleibt Govan abrupt stehen, als sei er gegen eine unsichtbare Wand geprallt. Der Schwarzhaarige atmet hörbar ein, die Augen in ähnlicher Weise geweitet wie zuvor Ruanit.

Der Schmied öffnet den Mund, schließt ihn wieder, öffnet ihn erneut. „Ningal?“, fragt er rau. „Was zum ...!“ Er räuspert sich, setzt noch einmal an. „Was geht hier vor, Ningal? Wo warst du?“

In seiner Stimme liegt plötzlich eine Schärfe, die mir Angst macht. Ich drehe mich verzweifelt um die eigene Achse, aber es gibt keinen Fluchtweg. Das Fenster ist

geschlossen und Govan und die beiden jüngeren Männer stehen zwischen mir und der Tür. Ich habe das Gefühl zu ersticken. Plötzlich bin ich wieder unter Wasser, kämpfe mit den Maschen des Netzes, in denen ich mich rettungslos verfangen habe. Die Gesichter um mich her verschwimmen. Die rußgeschwärzten Wände stürzen auf mich zu, der Boden kippt seitwärts.

Starke Arme fangen mich auf, ziehen mich dicht an eine Brust, die nach Rössern und Holzrauch riecht – und einer Spur Wasserlilien. Im nächsten Moment spüre ich Lippen auf meinem Haar. Die Erinnerung sticht wie eine Gräte: Die warme, dunkle Stimme des Mannes, seine zärtliche Berührung ... Nein, er kann es nicht sein. Es kann nicht Ronan sein.

Lautes Räuspern lässt uns beide zusammenzucken. Die Lippen weichen zurück und die Arme verfrachten mich zurück auf den Stuhl. Als ich aufblicke, schaue ich geradewegs in das Gesicht des Schwarzhaarigen. Sein Teint ist so hell wie der eines Fae und ebenso makellos. Er scheint noch keine zwanzig Winter gesehen zu haben, dennoch haftet ihm etwas Schwermütiges an. Seine Augen sind von einem intensiven Blau mit einem Stich ins Grün – wie mein See einst war, wenn sich der Himmel darin spiegelte – und er sieht mich auf eine Weise an, die meinen Atem stocken lässt.

„Gott sei Dank bist du in Sicherheit, Ningal. Als dein Vater mir erzählte, dass du und dein Bruder seit vier Tagen spurlos verschwunden ...-“ Er unterbricht sich. „Was ist passiert? Wo ist Bran?“

Ich antworte nicht, weil ich keine Ahnung habe, von wem er spricht – und weil er mich so sehr an Ronan erinnert.

Der junge Mann runzelt die geraden, schwarzen Brauen und berührt mit dem Handrücken sacht meine Stirn, bevor er sich Ruanit zuwendet, die neben ihn

getreten ist und die Hände ringt, als wüsste sie nicht, wohin mit ihnen.

„Ich glaube, sie hat Fieber“, sagt er.

Seine andere Hand liegt noch immer auf meiner Schulter, als hätte er sie dort vergessen. Ich will sie wegschieben, doch seine Berührung ist unerwartet angenehm. Ein Teil von mir sehnt sich sogar danach, noch einmal von ihm in die Arme genommen zu werden.

Ich richte mich kerzengerade auf. Was denke ich denn da? Ganz sicher will ich das nicht!

Der Schwarzhaarige scheint mein Unbehagen zu spüren, denn er zieht seine Hand langsam zurück.

„Warum hast du so getan, als seiest du eine Fremde?“, will Govan wissen.

„Ich konnte mich nicht erinnern“, wiederhole ich. „Ich kam zu diesem Haus, weil es mir ... richtig erschien.“ Das ist nicht einmal gelogen.

„Aber jetzt weißt du wieder, wer du bist?“

Ich nicke zögernd. „Ich bin ... Ningal.“ Meine Zunge stolpert über den Namen.

„Weißt du auch, wer wir sind?“, fragt nun wieder der Schwarzhaarige.

Ich hole tief Luft. Mit dem Kopf weise ich auf Ruanit und Govan. „Das sind N... meine Eltern.“

Das Wort hinterlässt eine seltsame Leere in meinem Innern. Eine starke Bindung steht dahinter, aber die Art dieser Bindung ist mir fremd. Ich bin in diesem Körper gefangen, ohne etwas über das Mädchen zu wissen, das ihn vor mir bewohnt hat.

Der Schwarzhaarige nickt, doch als ich nicht weiterspreche, huscht ein schmerzlicher Ausdruck über sein Gesicht.

„Sie hat etwas von zwei Männern erzählt, die sie überfallen haben“, sagt Ruanit erstickt, als kämpfe sie gegen Tränen an.

Der junge Mann sieht mich eindringlich an. „Wann, wann war das?“

„Ich ... bin mir nicht sicher. Gestern?“

„Und davor?“ Govan wirft mir einen Blick zu, als erwarte er von mir, die Dinge aufzuklären. Ich starre nur stumm zurück. „Du bist Samstagmorgen mit Bran auf den Markt in Glendan gegangen“, versucht er, meinem Gedächtnis auf die Sprünge zu helfen. „Ich habe mich erkundigt, ihr wart dort. Gegen Mittag seid ihr aufgebrochen, du kurz vor Bran, weil du noch ein paar Kräuter sammeln wolltest, wie seine Freunde erzählt haben. Seither hat euch niemand gesehen.“ Govan macht eine hilflose Handbewegung. Seine Hände sind schwielig von harter Arbeit. „Vier Tage, Ningal. Deine Mutter und ich sind vor Sorge fast verrückt geworden. Wir haben überall nach euch gesucht. Wo wart ihr? Wo ist dein Bruder?“

Er sieht mich an. Besorgt. Bekümmert. Unsicher. Ich blicke auf meine Hände – Ningals Hände. Sie sind beinahe ebenso schwielig wie die ihres Vaters. Was wohl geschieht, wenn ich diesen Menschen sage, dass ihre Tochter tot ist, ertrunken im See, und in ihrem Körper jetzt ein Wassergeist haust? Es scheint mir keine gute Idee zu sein.

Erst als mich der Schwarzhaarige loslässt, sehe ich auf. Er wandert nachdenklich auf und ab. Während er mich mustert, tippt er sich mit zwei wohlgeformten und sorgsam manikürten Fingern ans Kinn.

„Angenommen, Ningal und Bran wurden überfallen, wie sie gesagt hat, und irgendwo gefangen gehalten. Gestern gelingt es ihr zu entkommen, doch auf der Flucht fällt sie ins Wasser und ertrinkt beinahe. Das

würde erklären, warum sie nass war, als sie hier ankam. Und was ihren Gedächtnisverlust betrifft ...“, er zuckt mit den Schultern, „ich habe schon unglaubliche Dinge von Kriegern gehört, die in Schlachten den Verstand verloren haben.“

„Meine Tochter hat nicht den Verstand verloren!“
Ruanit hat sich entrüstet aufgerichtet.

Der Schwarzhaarige hebt entschuldigend die Hände. „Schon gut, so meinte ich das nicht. Ich würde nie ... Ich wollte nur sagen, dass Schock und Fieber Ningals Gedächtnis beeinträchtigt haben können. Es kehrt sicher zurück, wenn sie etwas Ruhe bekommt.“

Ruanit legt mir beschützend die Hand auf die Schulter. „Am besten bringe ich dich nach oben, Ningal, und du schläfst dich erst mal aus. Morgen geht es dir bestimmt besser und dann kannst du dich sicher auch wieder erinnern.“

Ich nicke, auch wenn hierzubleiben das Letzte ist, das ich will. Aber solange die Aufmerksamkeit dieser Menschen auf mich gerichtet ist, kann ich nicht fliehen. Vielleicht lassen sie mich in Ruhe, wenn ich so tue, als ob ich schliefe.

„Was hatten diese Männer im Sinn?“, fragt Govan in den Raum hinein. „Welche Wegelagerer überfallen zwei einfache junge Leute, die erkennbar nichts von Wert bei sich trugen?“ Sein argwöhnischer Blick deutet an, ich würde ihnen etwas verschweigen. Er streicht sich übers Gesicht, als wäre er erschöpft. „Bring sie ins Bett, Ruanit. Wir reden morgen weiter.“

Ruanit greift nach meiner Hand und ich lasse mich von ihr die Treppe hinaufführen. Die Stufen sind ausgetreten und knarzen unter meinen nackten Sohlen. Dennoch kann ich Govans nächste Worte genau verstehen.

„Sagt mir die Wahrheit, Prinz Aslard. War Ningal auf der Burg? Hat Bran ihr dabei geholfen, Euch zu treffen?“

Mein Schritt stockt. Prinz? Ist er etwa Ronans Sohn? Das Alter könnte hinkommen.

„Nein“, erwidert der Prinz ruhig. „Sie war nicht bei mir. Das hätte ich euch gesagt.“

An die Treppe schließt sich ein kurzer Flur an, von dem drei Türen abzweigen. Ruanit zieht mich zu einer der beiden Türen auf der rechten Seite und öffnet sie. Dahinter liegt eine Kammer, in die durch ein kleines Fenster Tageslicht fällt. Ich habe keine Ahnung, wie spät es inzwischen ist. Der Ritt kam mir ewig vor, aber wahrscheinlich ist es noch nicht einmal Mittag. Das Zimmer ist mit einem Bett, Nachttisch, Schrank und Waschgestell eingerichtet, alles aus dunklem Holz. Die trotz ihrer Schlichtheit vornehm wirkenden Möbel wollen nicht recht zu dem Raum mit seinen grob verputzten Wänden und den wuchtigen Deckenbalken passen. Ich bücke mich unwillkürlich, um mir nicht den Kopf anzustoßen, obwohl Ningal für einen Menschen nicht übermäßig groß war – jedenfalls kleiner als ihre Mutter, die zum Bett hinübergegangen ist und die Decke aufschüttelt. Ich bleibe mitten im Zimmer stehen und sehe ihr zu, doch zwischendurch huschen meine Augen immer wieder zur Tür. Ich will nicht hier sein. Ich darf nicht hier sein. Aber ich habe keine Wahl.

Ich bin Ruanit dankbar, dass sie nichts sagt, mich nicht drängt, mich zu erinnern. Mich an etwas zu erinnern, an das ich mich nicht erinnern kann.

Oder könnte ich es, wenn ich mich bemühte? Immerhin habe ich den Namen des Mädchens in meinem Geist gefunden und ich wusste von diesem Haus.

Die Erinnerungen einer Toten. Es schaudert mich, nur daran zu denken. Und nun bin ich ausgerechnet im Haus ihrer Familie gelandet.

Ruanit hat sich zu mir umgedreht. Ich senke die Lider, unfähig, ihrem Blick standzuhalten. Es sollte mich nicht kümmern, was sie von mir denkt, ob sie leidet, ob sie sich Gedanken um ihre Tochter macht. Doch aus irgendeinem Grund habe ich das Gefühl, ihr eine Erklärung schuldig zu sein.

„Diese Männer wollten mich töten“, platze ich heraus. „Sie haben mich in ein Fischernetz gerollt und von einem Kahn aus in den See geworfen.“

Als ich es ausspreche, ist das Grauen auf einmal so präsent, als wäre es tatsächlich mir passiert. Ich schlinge die Arme um mich, um das Zittern im Zaum zu halten. „Beinahe wäre ich ertrunken, doch ein Junge hat mich gerettet.“

Ich verstumme. Das Mädchen wurde nicht gerettet und ich stehe hier in seinem Körper und belüge seine Mutter. Ich will fort von hier, will dieses Haus nie wieder sehen.

Ningals Mutter starrt mich an. „Du ... sie haben dich im See versenkt?“

Ich kann nur nicken. Tränen schießen Ruanit in die Augen, in denen ich den Widerschein meines eigenen Entsetzens erkenne.

„Wer? Wer waren sie?“

„Ich ... weiß es nicht.“

„Und dein Bruder?“

Bruder? Meint sie diesen Bran, mit dem Ningal zusammen war?

„Ich weiß es nicht“, wiederhole ich.

Ruanit ringt die Hände. „Sie werden ihn doch nicht ...“ Ihre Stimme bricht und sie holt aus ihrer Schürze ein Taschentuch und schnäuzt sich, bevor sie mich

unversehens in die Arme schließt und einmal mehr an ihren Busen drückt. Ich bin zu überrascht, um mich zu wehren.

„Mein armer Liebling, was für eine schreckliche Nacht du durchlebt haben musst.“

Meine Brust scheint auf einmal zu eng für meine Rippen. Warum nur schmerzt mich die Traurigkeit dieser Frau so sehr? Ich kenne sie nicht einmal.

Ruanit tritt einen Schritt zurück und legt eine Hand an meine Wange. „Du bist ja glühend heiß!“, ruft sie erschrocken. „Ich werde besser den Heiler rufen!“

„Nicht nötig“, sage ich rasch. Keinesfalls kann ich noch mehr Menschen um mich gebrauchen. „Es geht mir gut, wirklich. Ich ... werde einfach schlafen.“

Sie streichelt meine Wange und nickt. Unversehens überschwemmt mich ein Gefühl, das ich weder zuordnen noch unterdrücken kann. In meiner Brust entzündet sich eine Flamme und wärmt mein Inneres. Wie von selbst heben sich meine Hände und legen sich um Ruanits Mitte. Sie gibt einen Laut von sich, der halb Lachen und halb Weinen ist. Fest erwidert sie die Umarmung. Ich spüre ihr Zittern, das sie vor mir zu verbergen versucht, ihren Herzschlag an meiner Wange.

Ihren Herzschlag.

Ich lasse Ruanit so hastig los, dass sie einen halben Schritt zurücktaumelt. Erschrocken sieht sie mich an, doch ich stehe nur stumm da.

Sie wischt sich mit dem Handrücken über die Augen, bevor sich mich anlächelt. „Alles wird gut. Mach dir keine Sorgen.“ Ich habe den Eindruck, sie richtet die Worte ebenso an sich selbst wie an mich. „Möchtest du noch etwas essen?“

Als würde die Erwähnung von Essen meinen Magen an seine Existenz erinnern, beginnt er zu rumoren. Dessen ungeachtet schüttle ich den Kopf. „Nein, danke.“

Ich bin zu müde.“ Tatsächlich weckt der Anblick des Bettes in mir den Wunsch, mich hinzulegen. Dabei bin ich gerade erst aus meinem Todesschlaf erwacht.

Ruanit schenkt mir ein banges Lächeln. „Dann lasse ich dich jetzt allein. Gute Nacht, mein Schatz.“

Sie schließt die Tür hinter sich. Einen Moment später höre ich, wie sich der Schlüssel im Schloss herumdreht. Ich stehe stocksteif. Hat Ruanit doch Verdacht geschöpft? Oder befürchtet sie lediglich, ich könnte in meinem verwirrten Zustand die Treppe hinunterfallen? Ausgeschlossen wäre es nicht. Dieser Körper fühlt sich vollkommen anders an als mein eigener. Plump und ungelenkt. Und diese schreckliche Kleidung. Wie soll man sich darin vernünftig bewegen?

Ich sinke aufs Bett und betrachte meine bloßen Füße. Sie sind groß und knochig und hässlich. Als ich sie gegeneinander reibe, um sie zu wärmen, spüre ich die vom vielen Barfußlaufen rissigen Sohlen. Nicht ein Hauch der Eleganz und Geschmeidigkeit eines Fischschwanzes. Hände und Arme bieten ebenfalls keinen erfreulichen Anblick. Sonne hat die Haut verbrannt und außerdem ist sie voller winziger brauner Punkte. Ich rümpfe die Nase und reibe mit einem Zipfel meines Rockes daran herum, aber sie gehen nicht weg. Als ich aufschaue, fällt mein Blick auf einen Spiegel, der an der Wand über der Waschschüssel hängt. Zögernd stehe ich auf und trete vor ihn hin. Aus einem gewöhnlichen Gesicht starren mir weit aufgerissene Augen von einem morastigen Grün entgegen. Auf dem Nasenrücken sind noch mehr dieser braunen Punkte, die aussehen wie getrocknete Schlammgespritzer. Aber das Schlimmste sind meine Haare. Eine verfilzte Masse roter Locken, die sich um meine Schultern rankt. Feuerrot – als würden sie in Flammen stehen. Trotzdem wäre ich vielleicht ganz ansehnlich, wenn mein Mund

vor Entsetzen nicht so weit aufgerissen wäre. Aber wenn ich ihn schließe, kann ich das Beben meiner Lippen nicht kontrollieren. Obwohl ich vorher gewusst habe, was mich erwartet, wühlt sich der Schmerz so heftig in meine Brust, dass mir die Luft wegbleibt.

Ich taumle zurück zum Bett.

Das bin nicht ich.



Mein Inneres ist so leer wie ein altes Muschelgehäuse. Ronan hat mir alles genommen. Ich lebe ein fremdes Leben. Ein Leben, das ich nicht will. Wie könnte ich nach allem, was geschehen ist, als Mensch leben wollen? Nie wieder kann ich einem von ihnen Vertrauen schenken.

Unten werden Stimmen laut. Ich stehe auf und presse mein Ohr an die Tür.

„... in den See geworfen? Wer hat das getan?“

In der folgenden Stille höre ich den Schmied aufgebracht hin und her gehen. Sind er und seine Frau allein?

Nein, jetzt höre ich Aslards Stimme, die Entsetzen zu einem rauen Flüstern verzerrt. Es klingt fast, als spräche er zu sich selbst. „Das kann er nicht getan haben. Nicht Ningal.“

Govans Schritte stoppen abrupt. „Von wem spricht Ihr?“

„Mein Vater ... er ... lässt der Nixe von Ranach Moor junge Mädchen opfern, um den Fluch zu brechen.“

Ruanit schnappt nach Luft. „Menschenopfer? Gott sei uns gnädig!“

„Seit wann geht das schon?“, fragt ihr Mann.

Dem Prinzen ist sein Widerstreben anzuhören, als er antwortet. „Das dritte Jahr. Niemand weiß davon. Alle glauben, die Hexe habe die Mädchen geholt.“

„Und Ihr habt nie versucht, Euren Vater davon abzuhalten?“, will Govan wissen. „Oder finden diese Opfer Eure Billigung, Prinz Aslard?“

„Das denkt ihr von mir?“ Aslard klingt verletzt. „Ich gebe zu, ich würde einiges tun, um den Fluch der Nixe loszuwerden, aber nicht das. Wie könnte ich meine Freiheit mit dem Tod Unschuldiger erkaufen? Ich habe versucht, meinen Vater von den Opfern abzubringen, aber er ist wie besessen.“

Das folgende Schweigen ist lastend, als versuchten alle drei etwas zu erfassen, das ihnen unbegreiflich vorkommt. Mir jedenfalls geht es so. Von welchem Fluch reden diese Menschen? Ich habe nie einen Fluch ausgesprochen.

„Wie konnte der König das zulassen?“, fragt Ruanit dumpf, als müsste sie gegen aufsteigende Tränen ankämpfen. „Warum unsere Tochter? Hat unsere Familie nicht schon genug gelitten?“

„Vielleicht ist gar nicht der König dafür verantwortlich“, erwidert ihr Mann langsam.

„Willst du andeuten, Daland steckt dahinter?“, fragt der Prinz.

„Sagt Ihr es mir!“ Aus Govans Stimme ist jede Freundlichkeit gewichen. „Immerhin hat Euer dunkler Zwilling schon einmal versucht, Ningal zu töten. Vielleicht hat er die Gelegenheit ergriffen zu beenden, was ihm beim letzten Mal nicht gelungen ist.“

Aslard antwortet nicht.

„Also glaubt auch Ihr, dass Daland etwas mit Ningals und Brans Verschwinden zu tun hat. Dass *Ihr* etwas mit dem Verschwinden unserer Kinder zu tun habt.“

„Govan ...“ Ruanit versucht ihren Mann zu beschwichtigen, aber er lässt sie nicht weiterreden.

„Welchem Traum Ihr auch immer nachhängt, Prinz Aslard: begrabt ihn! Seht endlich ein, dass Ihr eine Gefahr für meine Tochter seid!“ Govans Stimme ist lauter geworden.

„Ich denke, es ist besser, wenn Ihr jetzt geht“, sagt Ruanit ruhig.

Einen Moment später erklingen zögernde Schritte, dann wird die Eingangstür geöffnet.

„Das alles tut mir mehr leid, als ich sagen kann.“ Aslards Stimme klingt gepresst, als würden ihm Gewichte auf die Brust drücken. „Ich werde alles daran setzen, euren Sohn zu finden. Ich verspreche es.“

„Prinz Aslard?“, hält Ruanit ihn zurück. „Bitte sagt Eurem Vater nicht, dass Ningal dem Tod entronnen ist.“

„Ich werde es versuchen.“

Augenblicke später schlägt die schwere Tür zu. Der Prinz ist fort.

„War es klug, so hart zu ihm zu sein, Govan?“

„Was hätte ich denn tun sollen? Er muss endlich einsehen, dass er nicht mehr hierherkommen darf.“

„Das alles ist so schrecklich“, jammert Ruanit. „Ningal und er könnten so glücklich sein, wenn es Daland nicht gäbe.“

„Aber es gibt ihn nun mal. Und er wird immer gefährlicher.“ Govan holt Luft, um sich zu beruhigen. „Ich wünschte auch, es wäre anders.“

„Glaubst du, sie halten Bran irgendwo gefangen?“, fragt seine Frau nach kurzem Schweigen.

„Wenn er frei wäre, hätte er uns sicher eine Nachricht zukommen lassen.“

„Vielleicht hatte er dazu noch keine Möglichkeit.“

„Ja, vielleicht.“

Stille senkt sich über das Haus. Ich kann die Angst von Ningals Eltern beinahe mit Händen greifen. Angst davor, ihren Sohn nicht wiederzusehen und ihre Tochter ein weiteres Mal zu verlieren.

Wenn sie wüssten, dass sie das Mädchen längst verloren haben.

„Ich werde noch einmal nach Ningal sehen“, sagt Ruanit schließlich.

Ich springe zum Bett und hechte unter die Decke. Keinen Augenblick zu früh, denn nur wenige Lidschläge später öffnet Ruanit die Tür. Ich bemühe mich, gleichmäßig zu atmen, und gebe vor zu schlafen. Die ganze Zeit kann ich Ruanits Blick auf mir spüren. Endlich rastet die Tür leise ein und das Schloss klickt.

Die Wärme des weichen Bettes ist behaglich. Ich ertappe mich dabei, wie mir die Augen zufallen. *Nur einen Moment*, denke ich. *Nur einen Moment*.



Ich liege im Rumpf eines Bootes, in dem ein Fingerbreit Wasser steht und meinen Rücken durchnässt. Sobald ich versuche, mich zu bewegen, schneidet mir das Fischernetz, in das sie mich eingewickelt haben, in die Haut. Aus dem Augenwinkel beobachte ich, wie meine Henker die Ruder bewegen. Entferntes Froschquaken begleitet das Plätschern, mit dem die Ruderblätter aus dem Wasser auftauchen. Mein Herz hämmert in meiner Brust, als würde mein Vater es auf seinem Amboss bearbeiten. Ich will nicht glauben, dass ich den morgigen Tag nicht mehr erleben werde. Aslard wird es nicht zulassen. Er wird kommen und mich retten.

In der Mitte des Sees lassen die Soldaten die Ruder sinken. „Das ist weit genug“, sagt der Größere der beiden. „Bringen wir es hinter uns.“

Sie fassen mich an Schultern und Beinen und heben mich hoch.

Ich werde sterben.

Nein, ich will nicht sterben!

Ich beginne zu strampeln und mich hin und her zu winden, bis den Männern das Netz beinahe aus der Hand rutscht. Der Knebel in meinem Mund lockert sich.

„Aslard!“ schreie ich wie von Sinnen. „Aslard, wo bist du? Hilf mir doch!“

„Halt still, verflucht“, knurrt der Kleinere und packt fester zu.

Mit einem Ruck hieven sie mich über die Bootswand – und lassen gleichzeitig los. Ich schnappe nach Luft, bevor das Wasser über meinem Kopf zusammenschlägt. Mein Körper sinkt in die Tiefe. Plötzlich bin ich wieder dreizehn Jahre alt, durchlebe dieselbe Angst und dasselbe Entsetzen wie damals, als Daland mich in den See stieß und ich schon einmal beinahe ertrunken wäre.

Doch diesmal umfassen Aslards Arme mich nicht, um mich zurück ins rettende Licht zu ziehen.



Schweißgebadet fahre ich hoch. Dieser Traum war mehr als ein Traum. Eine Erinnerung des toten Mädchens.

Ich setze mich auf und fahre mir übers Gesicht. Ningal hat im Tode nach Aslard gerufen. Sie war überzeugt davon, dass er sie retten würde, doch das tat er nicht. Wie viel weiß der Prinz über Ningals Schicksal? Hat er ihren Eltern die Wahrheit gesagt oder ist er ein ebenso geschickter Lügner wie sein Vater?

Und wer mag dieser Daland sein, den Govan als Aslards „dunklen Zwilling“ bezeichnet hat? Hat Ronan noch einen weiteren Sohn? Wie es scheint, war Daland Ningal nicht wohlgesonnen. Ich sollte achtgeben, ihm auf der Burg nicht über den Weg zu laufen – und Aslard ebenso wenig.

Draußen ist es dunkel. Habe ich so lange geschlafen? Ich wühle mich aus den Laken und schleiche zur Tür. Aus dem Flur ist nicht das geringste Geräusch zu hören. Bestimmt sind Ningals Eltern längst zu Bett gegangen. Ohne große Hoffnung rüttle ich an der Klinke. Die Tür lässt sich nicht öffnen. Was jetzt? Ich darf nicht mehr hier sein, wenn morgen früh die Sonne aufgeht. Nicht nur könnten Ronans Soldaten vor der Tür stehen, über kurz oder lang werden Govan und Ruanit merken, dass etwas mit mir nicht stimmt. Dass ich keine Gedächtnislücken wegen meiner Erschöpfung habe, wie sie glauben, sondern eine vollkommen andere Person bin. Jemand, den sie sicher nicht in ihrem Haus haben wollen.

Was werden sie denken, wenn sie mein Verschwinden bemerken? Werden sie glauben, ich sei dem Wahnsinn verfallen? Oder geflohen, damit mich niemand findet? Wieso denke ich überhaupt so viel darüber nach? Ich habe mit diesen Menschen nichts zu schaffen. Doch die Stiche in meiner Brust sagen das Gegenteil. Etwas in mir fühlt sich unauslöschlich zu Govan und Ruanit hingezogen. Der Nachhall eines anderen Lebens. So schwach Ningals Schatten auch ist, er existiert als Teil dieses Körpers. Aber ich darf mich davon nicht beeinflussen lassen.

Ich öffne das Fenster und spähe nach draußen. Vor dem dunklen Himmel zeichnen sich die Silhouetten der Bäume ab. Der Mond ist hinter den Wolken nur eben als heller Fleck zu erahnen. Von meinen Getreuen ist nichts zu sehen und zu hören, aber ich wage es nicht, nach ihnen zu rufen. Obwohl das Feuer in der Esse aus ist, erhellt die glimmende Asche schwach die Umgebung. Direkt unter mir muss die Eingangstür sein, ich erkenne das Schild mit dem Hufeisen. Ich überlege, ob ich einfach springen soll, aber es kommt mir doch ziemlich

hoch vor. Mir fehlt die Schwerelosigkeit des Wassers. An Land zieht mich mein eigenes Gewicht nach unten. Ich fürchte, wenn ich springe, falle ich zu Boden wie ein Stein und breche mir sämtliche Knochen. Einen zerschlagenen Körper kann ich mir nicht leisten, denn ich werde schwerlich einen neuen finden. Ich weiß ja nicht einmal, wie ich in diesen hineingelangt bin.

Ich mustere die Hauswand. Einer der Holznägel unterhalb meines Fensters steht ein gutes Stück vor. Falls er mein Gewicht trägt, könnte ich das Schild schräg unter mir zu fassen bekommen. Von dort aus könnte ich den Sprung wagen. Ich hole tief Luft. Was bleibt mir anderes übrig als es zu versuchen?

Als ich mir den Stuhl hole, um das Fenstersims zu erreichen, fällt mein Blick erneut auf Ningals Haare. Die halb gelösten Flechten sehen aus, als hätte eine Wasserratte darin ihr Nest gebaut. So kann ich auf keinen Fall vor Ronan treten. Missmutig wickle ich mir eine Strähne um den Finger. Als Nixe musste ich mir nie Gedanken um meine Haare machen.

Nach kurzer Suche entdecke ich neben der Waschschüssel eine Bürste. Energisch beginne ich, die Strähnen zu striegeln, und beiße die Zähne zusammen, als sich die Borsten in der filzigen Masse verfangen. Doch als ich zögernd in den Spiegel schaue, bin ich erstaunt, wie verändert ich aussehe. Meine Haare glänzen und fallen mir in weichen Locken bis zur Taille.

Zufrieden lege ich die Bürste an ihren Platz zurück und klettere aus dem Fenster. Dabei verfluche ich stumm meine unpraktischen Röcke. Ich hätte sie ausziehen sollen. Aber jetzt hänge ich schon halb im Fensterrahmen. Ich kralle mich an der Leibung fest und schwinde mich bäuchlings über die Fensterbank. Mit meinen nackten Zehen taste ich nach dem Holzpflock. Als mein Fuß einen halbwegs sicheren Halt gefunden

hat, verlagere ich mein Gewicht und drehe mich in Richtung Schild. Es ist weiter weg, als ich angenommen habe. Meine Hände, die noch immer die Fensterbank umklammern, werden feucht. Bevor sich die Furcht Bahn brechen kann, wippe ich in den Knien und springe.

Meine ausgestreckten Hände schließen sich um den Holzbalken, an dem das Schild hängt. Scheppernd prallt meine Stirn gegen das Hufeisen. Vor Schmerz schießen mir Tränen in die Augen. Meine Finger öffnen sich und ich verliere den Halt.